

Renatus Derbidge

Tag, Nacht und Dämmerung

Goetheanistische Betrachtungen aus Afrika III

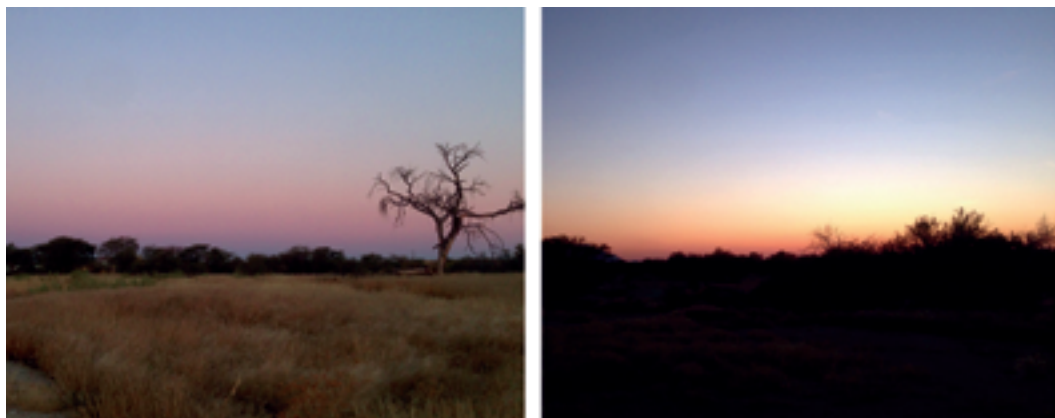
Markus, bei dem ich zwei Wochen in einer kleinen Lodge im Orongo-Gebirge wohne, hat die Vorliebe, seine Gäste zum Sonnenuntergang auf einen Berg zu führen. Kein Afrika-Urlaub ohne spektakuläre Fotos von Sonnenuntergängen! So komme ich in den Genuss, immer wieder den Farbenzauber des Abendhimmels zu bestaunen. Morgens verschlafe ich meist die Dämmerungsfarben, geht hier die Sonne doch früh auf. Allerdings geht sie auch früh wieder unter. Markus ruft Kimbra den Hund, schultert eine Kühltruhe, und wir laufen auf einen dieser langsam in der Gluthitze Afrikas abplatzenden runden Granithügel, von denen aus man die Savanne bis zum Horizont überblickt. Der Zauber beginnt schon, als wir ankommen: Aus dem Blau des Himmels neigt sich die blendende Kugel langsam hinab zu einem dunstigen Horizont, an dem es farbig zu werden beginnt. Dies ist ein Augenblick, der Sonne zu gedenken. Sie ist es letztlich, die hier alles beherrscht.

Ich bin überrascht, dass sich der ganze Horizont gleichzeitig zu färben beginnt. Ich erinnere mich an die Schweiz, wo der Farbstreifen am Horizont bei Sonnenauf- und -untergang oft eine »symmetrische« Erscheinung ist: Der ganze Horizont verfärbt sich gleich. Hier bin ich erstaunt zu sehen, dass es auch anders sein kann. Es gibt zwei Farbverläufe des Sonnenuntergangs: einen um die Sonne im Westen und einen anderen im Osten. Der eine Farbverlauf erscheint in Richtung der untergehenden Son-

ne. Er ist kräftig-leuchtend, wie der auf den Horizont gelegte Schein um die orange glühende Sonne. Weniger auffällig, da bereits viel dunkler, ist der andere Farbverlauf, wo wir mit dem letzten Licht nach Osten schauen. (Dafür gibt es wohlbekannte physikalische Erklärungen, die mich hier, ästhetisch wahrnehmend, aber nicht interessieren.) Das Ganze geht schnell. Gerade war es noch Tag, da beginnt es schon orange und rosarot über der Ebene zu leuchten und die Sonne senkt sich bis auf Augenhöhe. Sobald sie unterzugehen beginnt, zunächst noch als roter Ball sichtbar, wird es empfindlich kühl. Ist sie erst einmal abgetaucht, wird es schnell kalt, und erst am Morgen, sobald sie wieder da ist, wird es wieder warm werden.

Kimbra ist ausgebücht, einer Witterung folgend jagt sie in den Busch. Von ferne hört man ihr geiferndes Jauchzen. Markus und die anderen Gäste haben sich hingesetzt und schauen andächtig zur untergehenden Sonne. Alle schweigen, nur hin und wieder wird an den Flaschen genippt. Afrika ohne Sonne – was wäre das? Erst jetzt fällt mir auf, wie stark die Sonne dieses Land prägt. Aber wie? Das hat ja etwas Triviales: Sonne – klar, es ist heiß, es gibt Wüsten usw. Wir sind hier eben näher am Äquator ... Stopp, langsam! Goethe! Die Phänomene sich aussprechen lassen! Auch vermeintlich Triviales ernst nehmen! – Die Sonne wärmt, d.h. sie sendet Kraft, im Sinne von erwärmender Energie. Diese Kraft hat sie aber nur, wenn sie hoch

die Drei 7-8/2019



Fotos: Renatus Derhage

Abb. 1 – Ein Sonnenuntergang, zwei Ansichten: links nach Osten geschaut, rechts der Westhorizont kurz nach Untergang der Sonne.

am Himmel steht, wenn sie »über« uns ist. Was spricht sich darin aus? – Nur das Spektakel zu genießen ist zwar auch ganz schön. Aber der Alte aus Weimar lässt mich nicht los, er fordert mich auf, in das Phänomen hineinzuspüren, in das »Wie« der Erscheinung. Wie stehe ich als Mensch darin – zwischen gedankenlosem Genuss auf der einen und mechanistischen Erklärungen auf der anderen Seite?

Aspekte der Sonne

Tagsüber steht die Sonne also oben, jetzt vor mir. »Über« ist etwas anderes als »vor«. An den Victoriafällen wurde mir der Bereich des »Über« anschaulich als ungreifbar, überbeanspruchend, sich entziehend und nur halb im Sinnlichen erscheinend.¹ Auch der Himmel als Ganzes und insbesondere die Sonne im Zenit gehören der Welt des Ungreifbaren an. Etwas auf Augenhöhe, wie der Feuerball am Abend, wirkt aber ganz anders, nämlich wie ein Gegenüber, und damit gewissermaßen menschlich. Im »Über« verliere ich mich, löse mich auf; im »Unter« stoße ich mich, da ist Widerstand, auch Enge; im »Vor«, »Geradeaus« oder »Um« erlebe ich die Mitte-Qualität der Begegnung. Diese Mitte ist – genau wie der rote Kreis da vorne über dem dunkelgrünen bis tiefblauen Savannenmeer – angenehm und freilassend.²

Ein kühler Lufthauch zieht den Granit hoch, während die Sonne schon fast das Ende der Welt berührt. Kimbra hören wir weit entfernt kläffen. Ein Kronkorken hüpfte scheppernd über den Boden. – Die Sonne sinkt also am Abend aus dem »Über« hinab in die Begegnungssphäre. Was macht sie der Erscheinung nach? Ihre blendende Helligkeit wird zum Orange, Rot oder Rosa gemildert. Ist sie über mir, dann muss ich ihren Anblick meiden, doch in der Dämmerung kann ich sie wirklich anschauen. Diese Metamorphose wird von atmosphärischen Farben begleitet: Der blaue Himmelsdom wird im Zenit dunkler und tiefer, zum Westen hin heller, fast weiß, dann hellgrün und geht ins Gelb über, das immer kräftiger wird und sich schließlich zum Rot steigert. Das Orange leuchtet am stärksten und dominiert als breiter, leuchtender Streifen den Horizont. Noch näher zum Horizont hin verklingt das Rot ins Rosa-Violett.

Gegenüber, im Osten, sieht es zunächst ähnlich aus: Das Blau des Himmels wird heller und gelblich. Doch die Farben leuchten nicht so intensiv wie im Westen, sie wirken matter, sanfter und etwas körnig, wie mit Pastell gezeichnet. Die sonnenabgewandten, schon von Dunkelheit durchrieselten Farben lösen sich geheimnisvoll »nach innen«, in die Nacht auf. Näher am Horizont erscheint auch im Osten eine rötliche Färbung, aber es ist kein aktives,

sondern ein bläuliches Rot, ein Violett, das immer dunkler wird. Diese Farben laden mich bereits zum Schlafen ein – doch wende ich mich wieder zur Sonne um, wo alles hell und brillant ist, wo Gelb und Rot sich verstrahlen, vor Kraft strotzen, fast explodieren.

Tag und Nacht als Bewusstseinszustände

Was machen denn eigentlich die Sonne und das Licht mit mir und meiner Wahrnehmung? Tagsüber ignoriere ich sie zumeist – sie wäre auch zu hell, um hinzuschauen. Ich bemerke sie schließlich ohnehin, als Quelle dieser drückenden Kraft, die sofort wärmt, ja erhitzt, die auch etwas Anstrengendes hat. Auf die Umgebung geschaut, sorgt sie für voll ausgeleuchtete Flächen und harte, scharf begrenzte Schatten. Die Farbigkeit hingegen tritt zurück. Alles sieht blass und ein bisschen verstaubt aus. Räumlich wiederum sticht nichts heraus, ich sehe alles, aber es wirkt in seiner Einzelheit zugleich wie vereinheitlicht. Das Tageslicht betont die Gegenstandswelt, es meielt sie förmlich heraus, und ich stehe mittendrin in dieser Welt, muss mich behaupten, bin aber auch frei.

Nachts, wenn man ganz in die Dunkelheit eintaucht, etwa ohne Kunstlicht spazieren geht, betritt man eine völlig andere Welt. Grenzen verschwimmen und verschwinden, alles geht ineinander über, mich selbst eingeschlossen. Ich sehe nicht, wo ich selbst ende und wo der Baum beginnt, den ich als schwarze Wolke vor mir wahrnehme. Doch das ist gar nicht beängstigend, im Gegenteil: Ich fühle mich in dieser Verbundenheit, in diesem aufgelöstsein wohl. Leib und Seele fühlen sich nachts wie eins an, Seele und Welt ebenso. Man wird gewissermaßen groß und weit. Wo das Licht des Tages trennt, vereint die Dunkelheit der Nacht.

Das Besondere am Dazwischen, der Mitte zwischen Licht und Dunkel, ist das Erscheinen der Farben – nicht nur am Himmel, sondern alle Dinge tauchen am Morgen aus der schwarzen Verbundenheit auf und beginnen farbig, wie aus sich selbst heraus, zu leuchten. Und auch am Abend, wenn das grelle Licht die Welt wieder loslässt, leuchten die Dinge farbig auf, se-

hen wie herausgeputzt aus. Die Farben sind in der Dämmerung viel gegenwärtiger als die Dinge, zu denen sie gehören, sie führen in dieser Übergangszeit eine Art Eigenleben.

Goethe beschreibt Farben als Spiel von Licht und Finsternis. Sie entstünden unter bestimmten Bedingungen, wenn Licht und Finsternis zugleich erscheinen. Ich muss mich zwingen, nicht mit seinen »Farb-Erklärungen« in die Welt zu schauen, denn das wäre ganz ungoethesch, ich wäre nicht mehr unbefangen. Und gerade seinen unverstellten Blick möchte ich üben – das, was vor seinen Erkenntnissen liegt. Denn da findet man den eigentlichen Goethe, das Wahrnehmungsgenie! Sein Genius besteht u.a. darin, alles »sinnlich-sittlich« zu betrachten, also nie zu trennen zwischen »da draußen = objektiv« und »in mir = subjektiv«, sondern intim darauf zu achten, wie Phänomene erscheinen und auf den Betrachter wirken. Gelb wirkt belebend, verströmend; Blau aufnehmend, weitend; Rot ausdehnend, auf einen zukommend. Das scheinen Grundgesetze zu sein, welche den Farben innewohnen. Sie sind »objektiv-subjektiv«. Was ich erlebe, ist ja nicht wirklich »innen«, sondern dort, wo ich wahrnehme – also in der Welt. Welt und Innen sind eines: Der sinnliche Raum ist ein Innenraum, genau gesagt: ein Außenraum der Welt, der im Auge des Menschen sich selbst erkennt.

Die philosophischen Phänomenologen, insbesondere Maurice Merleau-Ponty, haben aufzeigen können, wie Subjektives und Objektives in der Wahrnehmung ununterscheidbar miteinander verbunden sind.³ Vor dem Denkakt ist jede Erscheinung mit mir als Wahrnehmendem und der Welt als Wahrgenommenem verwoben. Diese primäre Verwobenheit gleicht unserem Nacht-Erleben. Erst das »Licht des Tages«, d.h. das klare, scharfe Denken, trennt das Wahrgenommene einerseits in etwas Äußeres, das sich in einer vorgestellten Welt befindet, und in etwas in mir, das Erlebnisqualität hat. Dieses »ich hier, alles andere dort« entspricht unserem Tag-Erleben. Die Metapher »Licht« für das klare Denken passt exakt! So spiegeln Wahrnehmen und Denken im Bewusstsein den Wechsel von Nacht und Tag auf der Seinsebene wider.

Goethes Erkenntnisart ist aber eine der Dämmerung, der Farben, der Dynamik zwischen den Extremen. Es ist eine empathische Erkenntnisart, die mehr tastend sich vorfühlt, als dass sie misst und wiegt, ausschneidet, einklebt und abheftet; die aber auch nicht in den Phänomenen hängenbleibt, sondern die hin- und herpendelt, klare Begriffe fasst und wieder lässt, ins Erlebnis eintaucht und sich wieder herauslöst, um sich – in der Mitte – der Welt auf Augenhöhe, als »Du« zuzuwenden. Das Farbenspiel der auf- und absteigenden Sonne ist ein Bild für diese Erkenntnisart.

Ich sitze immer noch auf dem warmen Granitfelsen, den Blick gen Westen gerichtet. Die Sonne ist, nach ihrem Bad im Farbenglanz, jetzt ganz untergegangen. Kimbra kommt wieder angewedelt, und Markus packt zusammen. Die Qualitäten des Tages verklingen und die der Nacht kündigt sich an. Letzte Farben – »die Taten und Leiden des Lichts« – versinken auf unserem Rückweg im Dunkel der Savanne, bis die künstlichen Lichter der Lodge die Heimkehrer willkommen heißen.

Kontinent ohne Jahreszeiten

In Afrika gibt es keine vier Jahreszeiten. Hier gibt es eine Regen- und eine Trockenzeit, wobei die Regenzeit – ungefähr von Dezember bis März – auf der Südhalbkugel in das Ende des Sommers, also der wirklich heißen Zeit fällt, und die Trockenzeit mit dem Winter beginnt, der allerdings bald so trocken wird und tagsüber auch noch so warm ist, dass alles Gras verdorrt und die meisten Bäume ihr Laub abwerfen. Dann nimmt die Sonne auf der Südhalbkugel wieder zu, und es wird heißer. Im November sind die meisten Wasserstellen schon versiegt und es wird richtig heiß.

Anfang Juni fuhr ich in der Kalahari fast einen ganzen Tag durch eine Landschaft, in der

Abb. 2 – Längs über den Himmel fotografiertes Sonnenuntergangs-Panorama. Einmal von West nach Ost, dann polar dazu von Ost nach West. Nebeneinander geschaut lassen sich die charakteristischen Farbverläufe deutlicher unterscheiden.



Fotos: Renatus Derbidge



Abb. 3 – Alle Pflanzen (*Senecio vulgaris* L.) entstammen derselben Mutterpflanze und wurden am gleichen Tag gesät. Die linken wurden dem vollen Sonnenlicht ausgesetzt, die rechten wuchsen im Schatten. In der Blatt- und Wuchsform erkennt man die Formkraft des Lichts, die Blütenreichtum und differenzierte Blattformen hervorbringt.

rechts und links der Straße der *Silver bushwillow* vorherrschte, ein akazienartiger Strauch bzw. halbohoher Baum, dessen grüne Blätter während der Trockenzeit nicht abfallen, sondern eine silbrige Färbung annehmen. Dadurch reflektieren sie das Sonnenlicht, und das Geäst wirkt dann mit diesen flirrenden Blättern wie verdorrt oder abgebrannt, als ob ein riesiges Buschfeuer gewütet und alles verzehrt hätte. Sommer – das heißt Kargheit und Entbehrung, heißt Ausdauern und Überstehen, bis es fast unerträglich wird, bis das Vieh fast verhungert

und verdurstet ist. Dann endlich bilden sich die ersten Wolken, die von Tag zu Tag größer und dunkler werden, sich zu gewaltigen, schwarzen Türmen zusammenballen und schließlich sintflutartig entladen. Henno Martin hat in seinem wunderbaren Buch über seine zweieinhalb Jahre improvisierten Buschmannlebens in der Wüste eindrücklich davon berichtet.⁴ In einem oder zwei solcher Gewitter kommt mitunter der ganze Jahresniederschlag in wenigen Minuten zur Erde und bildet gewaltige Ströme, die Täler wie das des Hoarusib in Namibia formen können – mit 20 Meter hohen Ufern, die wie die steilen Mauern einer Festung in die Höhe ragen, und in denen Baumstämme stecken wie Streichhölzer. Nach diesen Regenfällen grünt und blüht es überall, die Weidetiere finden reichlich Nahrung, und das große Rad dieses Ökosystems dreht sich weiter. Könnte man diese Wassermassen sinnvoll zurückhalten, dann wären diese Gegenden das ganze Jahr über ein Paradies.

Bei uns in Mitteleuropa, wo es vier Jahreszeiten gibt, da pendelt man sanft zwischen Sommer und Winter hin und her. Dabei ist der Winter mit dem Zustand vergleichbar, den ich in meinem letzten Beitrag als »Oben (Berg)« beschrieben habe.⁵ Fehlen äußere Sinnesreize, dann wird man innerlich lebendig. So führt der Winter zu Einkehr und klarem Bewusstsein. Im Sommer, wo draußen alles lebendig wird, gehe ich auch mit der Seele hinaus in die Welt, lebe mehr in der schönen Natur und bei den anderen Menschen als mich in meine inneren Angelegenheiten zu versenken. Das kann mit dem »Unten (Tal)« verglichen werden. Bei Berg und Tal verhält es sich nun so, dass diese in Europa viel gegensätzlicher sind als in Afrika, wo die Pole näher beieinanderliegen und die Übergänge sanfter ausfallen.

Anders ist es bei den Jahreszeiten. Hier gibt es einen anderen, das Leben bestimmenden Rhythmus als den zwischen Sommer und Winter, mit Herbst und Frühling als Übergang, nämlich den zwischen einer unerträglich langen Trockenzeit und einer kurzen, belebenden Regenzeit. Wie wir auf der Nordhalbkugel im Spätwinter auf die Sonne mit ihrem Licht und ihrer Wärme

warten, so sehnt sich im südlichen Afrika alles nach Regen! Die Trockenheit ist hier so stark, dass sie die Schleimhäute angreift, zumindest die der europäischen Touristen, die auf eine höhere Luftfeuchtigkeit eingestellt ist. Viele bekommen Nasenbluten, denn die fehlende Feuchtigkeit in der Luft zieht das Blut durch die Kapillaren nach außen.

Zu Winter und Sommer gehören bei uns auch die unterschiedlichen Tageslängen. In Äquatornähe spielt das hingegen keine große Rolle. Die Tage sind über das ganze Jahr hinweg etwa gleich lang. Die Sonne geht steil auf und unter, sodass auch die Dämmerung sich nicht lange hinzieht. Rasch wird es am Morgen hell und am Abend stockfinster. Tag und Nacht grenzen so scharf und relativ unvermittelt aneinander. Auch an diese natürlichen Gegebenheiten muss man sich anpassen. Man geht früher ins Bett und steht mit der Sonne auf.

Lebens- und Bewusstseinsqualitäten

Licht gibt es hier in Überfülle. Wärme auch, wobei es im Winter, vor allem bei Nacht, sehr kalt werden kann. Aber das, woauf man wartet, was eine Sehnsucht erzeugt, ist der Regen! Was bei uns im Norden das Licht ist, das wir an Weihnachten symbolisch entzünden und mit jedem Tag sehnlicher erwarten, das im Frühling dann immer stärker wird und die Welt zu neuem Leben erweckt, das ist hier das Wasser. Der Regen ist das, was den Jahreslauf bestimmt, und eben nicht in einem Gleichgewicht, sondern mit einer deutlich längeren Trockenzeit. So wie kleine Kinder in der Erwartung ihres nächsten Geburtstags jeden Tag aufs Neue fragen, ob es jetzt endlich so weit ist, so baut sich eine intensive Spannung in Bezug auf den Regen auf. Und der entlädt sich dann auch dementsprechend heftig, wenn er kommt.

Aber was ist der Unterschied, ob das Leben, die Fruchtbarkeit, das Glück, dass es weitergeht, von Licht und Wärme abhängt oder vom Wasser? Wasser ist ja so etwas wie ein Synonym für das Leben, es ist das Element des Lebens schlechthin. Licht und Wärme sind kosmischer, geistiger. Sie durchdringen, regen an und lo-

cken. Das Wasser hingegen schießt förmlich in die Lebewesen hinein. Wenn man beim Trinken den Durst stillt, spürt man unmittelbar den Effekt, dass man wieder angeschlossen ist an die Fähigkeit zu leben. Licht und Wärme wirken mehr – aber natürlich nicht nur – auf der Ebene des Bewusstseins. Wie wohl fühlt man sich bei einem Sonnenbad am Strand, man zerfließt förmlich – aber man muss sich auch schützen. Das sieht man deutlich an den verwitterten Gesteinen Afrikas, die durch das UV-Licht über Jahrmillionen zu Sand zersetzt werden. Dieser abbauenden Wirkung entspricht eine formende Kraft. Das zeigen Versuche, in denen man Pflanzen unter verschiedenen Bedingungen aufzieht, sie einmal voll dem Licht aussetzt oder in den Schatten stellt. Das Licht ruft klare, akzentuierte Formen hervor, während im Schatten alles größer, aber auch etwas labberig und gequollen gerät, ohne innere Spannung und eher undifferenziert.

So kann ich ahnen, dass die afrikanischen »Jahreszeiten«, die vom Wasser bzw. der Trockenheit bestimmt werden, etwas mit der Lebensschicht Afrikas zu tun haben. Denn es ist doch ein Rätsel, dass hier, in der Wüste, diese Massen an großen und kleinen Tieren vorkommen und überhaupt so viel Leben ist. Afrika ist Leben – volles Leben, reiches Leben, vielfältiges Leben. Gerade auf dieser Ebene der ätherischen Kräfte, die sich in das zähe, ausdauernde und wiederkehrende kreatürliche Dasein ergießen, ist Afrika so stark und so berührend.

1 Vgl. Renatus Derbidge: »Die Victoriafälle«, in: DIE DREI 5/2019, S. 9-14.

2 Hans-Christian Zehnter hat die Dreigliederung der räumlichen Lebenswelt, in welcher der Mensch zwischen »über« und »unter« in die Mitte gestellt ist, ausführlich phänomenologisch und anthroposophisch ausgearbeitet. Vgl. ders.: »In die Welt gestellt sein zwischen Oben, Mitte und Unten«, in: »Jahrbuch für Goetheanismus 2012«.

3 Vgl. Maurice Merleau Ponty: »Phänomenologie der Wahrnehmung«, Berlin 2011.

4 Henno Martin: »Wenn es Krieg gibt, gehen wir in die Wüste«, Hamburg 2013.

5 Vgl. Renatus Derbidge: »Dreigliederung in der Landschaft«, in: DIE DREI 6/2019, S. 14-19.